

SIMPLICISSIMUS

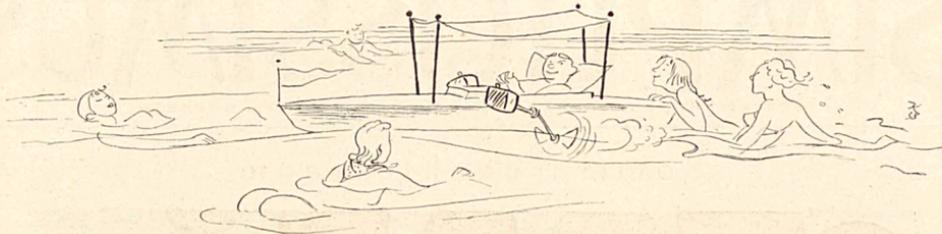
VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Sommernachtstraum

(E. Thöny)



„So, Kinder, und wer heute nacht von Politik redet, der muß jedesmal eine Mark zahlen!“
„Ausgezeichnet, und mit dem Geld machen wir dann eine Riesenbowle!“



Ich weiß am Waldrand ein großes Hotel

Das Hotel ist so vornehm, wie es sonst nichts auf der Welt gibt, außer vielleicht den Bildern in manchen illustrierten Zeitschriften für das gepflegte Familienleben. Gleich am Eingang beginnt die Vornehmheit; denn dort steht ein junger Mann oder ein älteres Kind mit einer Uniform, wie sie die Kadetten in manchen südamerikanischen Staaten tragen, von denen es fraglich ist, ob sie ihre Uniform von den Pagen und Boys entlehnt haben oder diese von ihnen.

Die Kadetten des Beherbergungsgewerbes sind das Wohlgezogenste, was man sich denken kann, und nur wenn sie wirklich niemand sieht, bohren sie sich ganz wenig hinter der Drehtüre in der Nase und benehmen sich auch sonst, wie es ihrem Alter entspricht. Wenn man sie aber ansieht, reichen sie einem Feuer und sind beflissen. Zu den Herren mit dem ungezogenen Auftreten der Weltreisenden, die eine Pfeife im Mund haben, sagen sie flüchtig: „Good morning, Sir!“ Sie alle tragen den Marschallstab des künftigen Großhotellers in der knapp geschlittenen Livree und werden auf ihrem Posten nicht alt werden; denn einen Boy mit grauem Vollbart hat noch niemand gesehen.

Hinter der Eingangstür wird es noch vornehmer, und hier beginnt die Totenstille des gepflegten Hotels. Im Flüsterton legt einem ein Herr im Diplomatanzug die höchsten Rechnungen vor, die der sorgnierte Reisende schweigend bezahlt.

Hier in der Hotelhalle stehen Palmen und auf den Marmorstufen blühen Blumen unhörbar vor sich hin für die Herrschaften, die hier tonlos aufeinander warten. Man hustet nicht, man hustet, man lacht nicht, man schmunzelt, und wenn einer laut niest, würden gewiß die Marmorstufen zusammenstürzen, wie einst die Mauern Jerichos beim Schall der Posaunen. Die Hotelgäste aber würden sagen, daß sich das Publikum in letzter Zeit doch sehr verschlechtert habe.

Jeder Schritt erstickt in roten Teppichen, jawohl in roten Teppichen, denn die Farben des feinen Hotels sind rot und gold. Das haben Ludwig der Vierte und der Fünfte und der Sechzehnte so bestimmt, als sie mit ihren Schlössern müstertüftig für die gehobeneren Hotelrie wurden.

Ah, dieses Treppenhaus! Daß man sich überhaupt getraut, ohne Frackanzug und ohne rauschendes Schleppekleid seine Stufen herabzuwallen — wie Sahne aus Künnchen von schwerer Hotelversicherung!

Ich möchte einen Choral anstimmen auf die Gesellschaftsräume. Sie sind über alle Maßen fein. Hier hat man endlich Gelegenheit, sich in Räumen zu bewegen, in denen sonst nur Filmhochstapler und Besitzer großer Konservenfabriken oder gleichwertiger Unternehmungen auf der

Leinwand leben, wenn sie allerallerbeste Gesellschaft spielen und vom vollblütigsten Reitpferd nur herunterkommen, um sich die Perle ins Frackhemd zu knöpfen.

Bequeme Sessel laden zur Konversation ein und bilden deshalb ungezogene Gruppen. Hier ist das Reich älterer Engländerinnen, die der liebe Gott extra dazu geschaffen hat, diese Konversationsräume diskret zu bevölkern. Sie schreiben meistens Briefe und der Teufel mag wissen, was sie zu schreiben haben, wo sie doch kein Mensch dafür bezahlt.

Wenn die älteren Engländerinnen nicht da wären, würden sich die Stühle und schräggestellten Tischchen und der Flügel und die großen Porzellanvasen in den Gesellschaftszimmern allein aufhalten und daraus sieht man wieder, daß jedes Lebewesen im großen Weltensraum seinen Zweck erfüllt. Übrigens können die älteren Engländerinnen auch durch ältere Amerikanerinnen ersetzt werden, denn sie dienen dem gleichen Zwecke.

Nicht weit von den Gesellschaftsräumen liegt das Frühstückszimmer. Oh, wie frühstückt es sich da fristig! Wenn der Kellner an den Tisch herantritt und einen „Guten Morgen“ wünscht, ist es, als ob Aurora die Fluren küßt, und man haucht zaghaf, daß man einen Kaffee zu nehmen wünsche. Ganz feierlich zelebriert man das Frühstück, und verzankte Ehepaare benehmen sich wie die Engländer und reichen einander höflich die ausgestanzten Buttersternchen, als hätten sie sich soeben kennen und lieben gelernt. Kaum wagt jemand ein Ei auszuschlagen, und nur ganz hinten in der Ecke am Serviertisch macht der Oberkellner flüsternd dem Pikkolo einen Morgenkragen. Das alles ist natürlich im Preise inbegriffen. Feitzick

R e z e p t

Von Katakötör

Man kommt auf feines Lebensleiter
mit Höflichkeit doch immer weiter,
als wenn man grob und ruppig ist
und sich im Ausdruck stark vergißt.

Das Wirken mit den rauhen Tönen
soll man sich zeitig abendsöhnen —
was selbstverständlich nicht befagt,
daß man das Maul hält und vergast.

Nein, schon aus purer Nächstenliebe
bin ich durchaus für Gegenhebe —
nur daß man das, was man bewegt,
scharmant in Spitzhöschen steckt.

Sensation im Affenhaus

Von Ernst Hoferichter

In einem nordamerikanischen Zoo wurde vor einigen Tagen das Prachtexemplar eines Gorilla eingeleiert.

Weil er so haarig war — und weil viele Frauen seine Urwaldkräfte bewunderten, bekam das Tier den schönen Namen „Bimbo“...

Aber trotzdem plagten ihn von Tag zu Tag die Fliegen und die Langeweile immer mehr — und selbst durch den Umstand, daß er mit hunderttausend Dollar versichert wurde, bekam er keine Lebensfreude.

Es half nichts, daß ihn Literaten mit dem „Übermenschen“ verglichen oder bei seinem Anblick an Goethes Faust in der Studierstube denken mußten. „Was hat er nur, dieser Mensch...?“ fragten sich Enkelkinder, die ohne Vorstellung an ihren Großpapa lebten und warfen ihm eine Banane an den Kopf.

Aber Bimbo blieb traurig wie ein Zahnarzt ohne Empfangsstraße. Und als die Tiergartendirektion einen exotischen Wald um ihn errichtete, verkroch er sich unter den Blättern und schlief den Schlaf der Melancholiker...

Der Wärter, der schwitzend um die Anlage lief, Futter herbeischleppte und ausmisten mußte, brumte jeden Morgen: „Das Savuieh hat's schön — und wenn's verreckt, kriegen die Angehörigen hunderttausend Dollar ausbezahlt...!“

Da wurde eines Nachmittags ein Sofa am Gitter des Bimbo vorübergefahren, das für die Wohnung des Verwalters bestimmt war. Jäh fuhr der Gorilla in die Höhe und sah sehnsüchtig diesem Möbel nach. Augenblicklich mußte die Fuhr ihren Kurs ändern und Bimbo bekam das Sofa in den Urwald gestellt. Und bald hopste er darauf wie ein Familienvater herum, jeden Tag bekam er ein anderes Möbelstück dazu und nach einem Monat war er gut bürgerlich möbliert.

Angesehene Firmen stifteten der Reklame wegen Haushaltgegenstände, Nippfiguren, Bad mit fließendem Wasser, Röhrenempfang und eine Bleistiftspitzmaschine.

Das Publikum am Gitter ward darüber vom Taumel ergriffen und half mit, dem Bimbo immer mehr menschliches Dasein zu spenden.

Tierfreundliche Hände warfen den ganzen Inhalt ihrer Hosentaschen zu seinen Füßen und bald sah der Gorilla lächelnd inmitten einer Fünfundeunzigpfennigwoche.

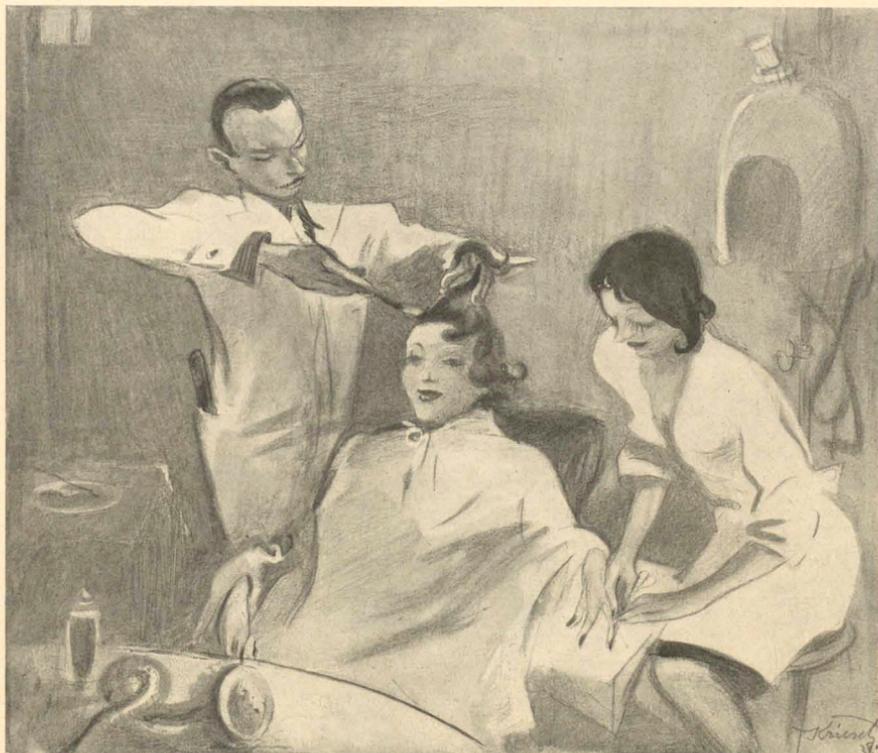
Taschenmesser, Kaugummi, Benzinfeuerzeuge, Selbstbinder, Hausschlüssel, Mundharmonikas und Lippenstifte lagen als Weide menschlicher Kultur in seinem Fressnapf.

Und sogar die Nächte verbrachte er jetzt schlaflos, denn er versuchte sich mit diesen Gaben menschlich zu beschäftigen.

„Um Gottes willen, der Bimbo rasiert sich...!“ schrie an einem Morgen der Wärter gegen das Direktionsgebäude. Am Tage zuvor hatte ein

Beim Friseur

(R. Kriesch)



„Gnädige Frau werden von mir so frisiert, daß Sie niemand wiedererkennt!“
„Tja, Herr Hans, wenn es nur auf den Kopf ankäme!“

Student mutwilligerweise einen Rasierapparat durchs Gitter geworfen...

Aber als jetzt die Direktion sich vor dem Gorillakäfig versammelt hatte, war Bimbo schon rasiert und nur ein Bart nach der Art männlicher Filmstare blieb als Rest an seiner Oberlippe hängen. „Himmel Donnerwetter, das Vieh will ein Mensch werden...!“ schrien die Aktionäre enttäuscht. Und so war es auch.

Bimbo reinigte selbst seinen Stall und auch die benachbarten Käfige. Die Besucher des Zoo suchten vergebens nach einem Affen, der in den Zweigen Bauchaufschwünge macht und Grimassen schneidet...

Das Publikum blieb mehr und mehr aus, denn der Gorilla war jetzt selbst von keinem der zoologischen Berater wegzukennen. Als Bimbo darauf bestand, in der Verwaltung an der Schreibmaschine verwendet zu werden, reichte der Wärter ein Gesuch ein — an Stelle des leider vermenschlichten Gorilla die Stelle im Käfig einnehmen zu dürfen.

Gestern zog er mit langem Haarwuchs ein, hatte

Wohnung mit allem Komfort — und draußen vor dem Gitter wartet nun seine Familie auf die hunderttausend Dollar — — —

*

IM TUNNEL

Sie kennen doch die Südbahnstrecke Wien—Semmering?

Na, dann wissen Sie ja auch, daß diese Strecke eine der tunnelgeeignetsten der Ostmark ist.

Sitzen also in einem Abteil des auf den Semmering hinaufkletternden Vergnügungszuges drei Personen. Zwei Herren, jüngere Herren, bitte sehr, so die richtigen Sportler, und eine noch jüngere Dame, die in eine ungarische Zeitung vertieft ist.

Der eine der Herren kann von dem reizenden Gegenüber, das den Blick nicht von der Zeitung hebt und keinen seiner Annäherungsversuche zu bemerken scheint, kein Auge abwenden und sagt ratlos:

„Du, Rudi, so etwas ist mir, auch noch nicht vorgekommen!“

„Weil du ein Schafskopf bist!“ konstatiert Rudi überlegen. „Die Kleine versteht kein Wort Deutsch!“ „Glaubst du?“

„Aber, Egon, jede andere Frau an ihrer Stelle hätte über die Scherze, die ich dir bisher erzählte, längst gelacht!“

„Arroganter Trottel!“ sagt Egon, das entzückende Geschöpfchen förmlich mit den Augen verschlingend. „Du, Rudi, tu mir einen Gefallen und verdufte auf den Korridor... Im nächsten Tunnel geb ich ihr einen Kuß, dann werden wir gleich sehen, ob sie nur Ungarisch kann!“

Rudi ist einverstanden und verläßt das Abteil, der Zug rollt im lachenden Sonnenschein dahin, die Schöne liest unbekümmert weiter, dann ertönt ein Signalpfeif der Lokomotive, es wird dunkler und dunkler, die Finsternis des Tunnels verschlingt alles Gegenwärtige, und schon will sich Egon erheben, da fühlt er plötzlich zwei sündhaft heiße Lippen an seinem Ohr und ein verführerisches Stimmchen zwitschert:

„Tschapperl — wart noch ein bißer! — der nächste Tunnel ist ja viel länger!“ H. K. B.

Kunst am Strand

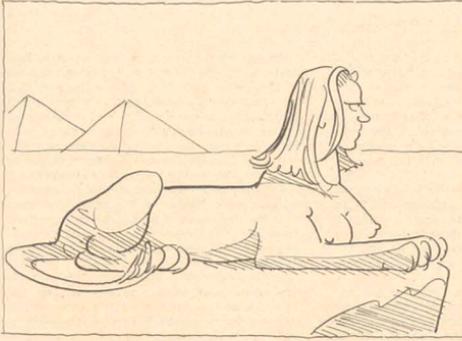
(K. Helligenstedt)



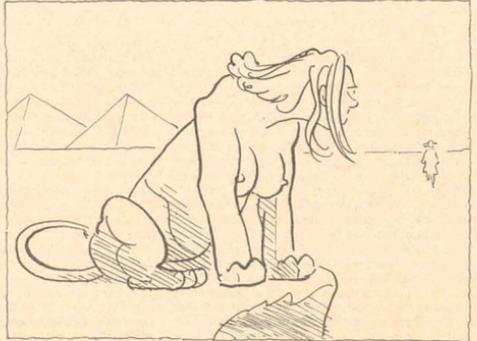
„Du, der Malprofessor hat gesagt, ich hätte einen guten Akt. Was ist 'n das?“
„Ich glaube, so nennt man in Künstlerkreisen die Rückseite!“

Die eitle Sphinx

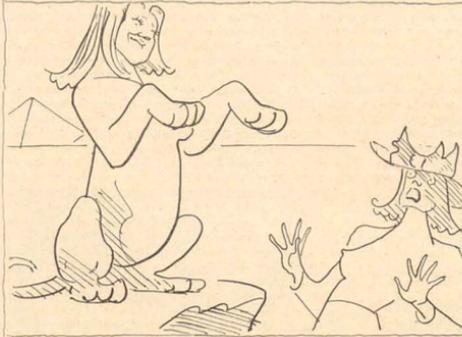
(Fr. Bilek)



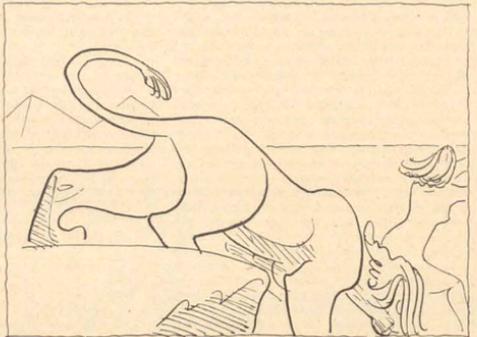
Die Sphinx liegt still im Sonnenbrande,



Da naht sich wer vom Wüstenrande



Sie zeigt sich von der besten Seite,



Jedoch die Dame sucht das Weite!



Sie hat nun die ersehnte Beute



Und ist nun ganz die Sphinx von heute!

Emil frühstückt

VON PAUL TALKEBARTH

Mein biederer, prachtvoller Freund Emil ist etwas hastiger, nervöser Natur. Bei aller Schlichtheit seines Wesens von lebhaftem Temperament, wie man es bei Balten nicht selten findet. Begehrt er bei irgend einer Handlung eine Ungeschicklichkeit, kann er sich erstaunlich darüber aufregen, ja er schreckt nicht davor zurück, sich selbst mit dem lauthaftesten Tadel zu bedecken und sogar mit Ausdrücken tiefster Selbstverachtung zu überschütten.

Er ist ein hastiger, aufgeregter Esser. So alt er nun schon geworden ist, mit Gabel und Messer benimmt er sich wie ein kleines Kind. Arbeitet er im Schweiß seines Angesichts an einem Hühnerflügel, so kann man sicher sein, daß er in kürzester Zeit in hohem Bogen über den Tisch fliegt, weil Emil das Messer mit aller Gewalt darauf gedrückt hatte und der glitschige Flügel auf dem glatten Teller in ein beschleunigtes Rutschen gekommen war. Dann stößt der unglückliche Esser einen gotteslästerlichen Fluch aus und gibt der Kellnerin Anweisung, den Flügel aufzulösen und in die Aschentonne zu werfen. Spargel und Krebs bedeuten für ihn eine Katastrophe. Es ist ein zu fürchterlicher Anblick, als daß ein menschliches Auge es ertragen könnte, Emil sie essen zu sehen. Mit den Spargeln geht er um wie ein Storch, der Kreuzottern und Ringelnattern verspeisen will, und der Kampf, den er mit den Krebsen ausficht, und das auf ihn folgende Tohuwabohu sind unbeschreiblich. Wie er selbst dann nach einer solchen Schlacht aussieht, ebenfalls. Alle Dinge, die er zu verzehren sich ansieht, gewinnen unter seinen Fingern ein seltsames Eigenleben. Wohl keiner hätte ahnen können, daß Makkaroni und Spaghetten unter der Gabel lebendig zu werden vermöchten, ja daß sie inständig wären, sich zur Wehr zu setzen. Dieses furchtbare Ringens wegen hat Emil es auch längst aufgegeben, sie zu essen. Auch bei Zufuhr von Sauerkraut bieten sich schauerliche Bilder gastronomischer Entartung. So, wie dem Ochsen das Heu aus dem Maule hängt, so meinem Freunde Emil das Sauerkraut aus dem Munde. Und es ist mir beim Zusehen oft vorgekommen, als ob ihm das Sauerkraut auch aus der Nase und den Ohren herausginge. Ältere Damen, die ihm zusehen, fielen in Ohnmacht oder bekamen Schreckkrämpfe. Emil warf ihnen aber nur finstere, verachtungsvolle Blicke zu und beachtete sie später mit einer sehr unfreundlichen Kritik.

Es war ein wunderschöner Julitag, der mich veranlaßte, Emil zu einer Vormittagssunde aufzusuchen, um ihn zu einem Spaziergange abzuholen. Ich fand ihn noch beim Frühstück.

Gerade klopfte er mit dem Kaffeelöffel, freundlich lächelnd, ein weichgekochtes Ei auf. Mit etwas zitterigen Fingern begann er die Schale abzulösen. Aber das Häutchen kloßte fest an der Schale, sodaß beim Abheben stets ein großes Stück Weiß-Ei hängen blieb. Er kratzte sich aufmerksam wie ein Urmacher vor seiner Arbeit, aber der eklantante Miferfolg machte ihn immer nervöser. Vielleicht irritierte ihn auch mein schweigsames Zusehen; es verhindecerte aber fürs erste jeden Temperamentsausbruch. Nun bohrte er den Löffel ins Ei, und ein gelber Katarakt floß über den Eierbecher auf den Teller.

„Hol's der Däwiel!“ schrie Emil, brachte aber, ohne Rücksicht auf weitere Überschwemmungen, die eßbare Masse in den Mund, so gut es gehen wollte. Dann schleckte er das Gebeiß vom Eierbecher, wobei er mich grimmig anstarrte, und schob endlich voll tiefster Verachtung den Teller vor sich. Seine schmale rot-gelbe Kravatte war plötzlich von phantastischen gelben Ornamenten verziert, was ich ihm aber vorsichtshalber fürs erste nicht mitteilte.

Mit prüfenden Blicken überflog Emil die Tafel. Sie blieben auf einem Schüsselchen mit stanniolbedecktem Fleischkäse hängen. Er zog es zu sich heran und begann mit spitzen Fingern das Stanniol von den Scheiben abzuziehen. Das Stanniol vermählte sich scheinbar unablässig mit seinem Daumen und Zelfinger. Alle Bemühungen, es in den Aschenbecher abgelenken zu lassen, waren vergeblich.

„Hast du je so etwas erlebt?“ rief Emil in höchster Entrüstung. „Ist dieses blödsinnige Stanniol nicht geradezu das Symbol des hemmungslosen Idiotismus?“ Er schnippte mit den Fingern und schlug damit so heftig auf den Aschenbecher, daß ihm der Schmerz ein lautes Weghegehul entlockte.

„Dir fehlt die nötige Ruhe, Emil“, sagte ich mit salbungsvollem Tone. Er antwortete nicht, machte noch eine Zeitlang krampfartige Bewegungen und wischte nach weiteren erfolglosen Bemühungen kurz entschlossen die Finger am Tischuch zu, an dem nun tatsächlich das Stanniol hängen blieb. Dann ergriff er die Scheibe und schob sie entschlossen in den Mund. Der Fleischkäse war jetzt für ihn ein für allemal erledigt. Nun glitten seine Blicke wieder suchend umher, und schon hatte er das Honigglas gepackt und den Deckel abgeschraubt.

Ich stand auf und ging zum Fenster, um auf die Straße zu schauen. Ich wußte schon, was jetzt kommen mußte. Und während ich in die grünen Laubkronen da draußen starrte, hörte ich hinter mir ein verzweifeltes Stöhnen und Achzen, das sich schließlich in ein herzhaftes Fluchen auflöste. Ich brauchte mich gar nicht herumzudrehen. Mein geistiges Auge sah alle Vorgänge, die sich unbedingte im Zusammenhang mit einer äußerst

klebigen Masse abspielen mußten. Mir schauderte. Was hatte ich doch selbst schon mit diesem tückischen Zeug für Ärger erlebt! Und was mußte erst Emil damit erleben! Mit welch verruchten Teufeleien mochte ihn der Honig necken und quälen! Meine Phantasie malte mir die grauhaftesten Bilder. Ich sah Emil mit Gesicht, Händen und Füßen unablässig am Tischuch kleben, als ich mich aber endlich herumdrehte, erblickte ich den wackeren Emil lächelnd die Finger abtuschend und sie dann wieder am Tischuch abwischend, und das allerdings jetzt einer landkarte ganz besonderer Art gleich. Auch seine Krawatte hatte sich weiterhin verändert und sah lange nicht mehr so dekorativ wie vorher.

Jetzt glaubte ich die schlimmste Gefahr vorüber und setzte mich wieder zu ihm an den Tisch. Aber ich geriet gleich wieder in einen Zustand höchster Spannung, als Emil mit gerunzelter Stirn nach einer Sardinienbüchse griff. Er erhob sich von seinem Stuhl, als ob er eine Ansprache halten wollte. Dann senkte sich seine Augen auf die Büchse und mit unsicherer Hand tastete er nach dem Schlüssel. Er faßte ihn mit zitternden Fingern und schob das herausstehende Blechzylinder der Schachtel in den schmalen Spalt des Schlüssels. Dann begann er zu drehen, um das Blech aufzuwickeln. Drei bis vier Drehungen gelangen ihm ohne Unfall. Dann kam, was unbedingt kommen mußte. Das Blech riß nach der Mitte zu ein, und als Emil weiter drehte, war der Schlüssel mit der Blechdecke an entgegengesetzten Rand angekommen. Aus war es! Emil stieß einen Fluch aus, der ihm mit Sicherheit die ewige Verdammnis eintragen mußte, und setzte sich, helle Verwirrung in den Zügen, auf den Stuhl. Mich überkam tiefstes Mitgefühl. Wie oft war auch mir das gleiche passiert! Nie habe ich es begriffen, warum die Menschheit noch immer nicht Rache geübt hat an den Sardinienbüchsen-Fabrikanten, die sie nun schon seit undenklichen Zeiten an der Nase herumführen. Die Büchse war etwa zum fünften Teil offen und nur die Sardinienzwanzchen schauten neckisch aus der winzigen Öffnung heraus. Eines von ihnen ergriff Emil vorsichtig mit zwei Fingern, zog und hatte es auch schon in der Hand. Er warf es fauchend in den Aschenbecher. Dann stürzte er zum Schreibtisch und holte seine Papierschere. „Du machst deine Schere kaputt!“ warnte ich. Er gab keine Antwort und versuchte das Blech aufzuschneiden. Es gelang nicht. „Hol den Büchsenöffner“, rief ich. Emil enteilte und kam mit dem Büchsenöffner zurück. Da, wo der Spalt klappte, schob er ihn in die Büchse. Er zerquetschte die Sardinien, aber das Blech wollte er nicht fassen. — „Versuch es an der andern Seite, wo das Blech noch hell ist, stoß die Spitze hinein und fang oben an!“ Emil folgte dem Rat, stieß, und plötzlich entsprang die Folse seinen Händen, flog über das Tischuch, wobei sie einiges Öl von sich spieß, sauste über die Tischkante und verschwand unter der Kommode. Emil stieß ein Gebüll aus, das einem Sioux-Indianer alle Ehre gemacht hätte, und balde Arme zum Himmel aufreckend, verfluchte er die ganze Welt und sein eigenes Dasein. „Es ist das letztemal in meinem Leben gewesen“, schrie er, „daß ich diesen Teufeln von Feinkosthändlern eine Sardinienchattel abgekauft habe! Mögen sie zugrunde gehen, es wäre mir eine Wohltat!“ — „Emil“, sagte ich milde, „wilst du die Büchse nicht unter der Kommode hervorholen?“

„Geh zum Satan!“ brüllte Emil, „hol sie selbst!“ Obgleich ich dazu nun nicht gerade eine Verpflichtung fühlte, holte ich meinen Stock und brachte die Büchse wieder ans Tageslicht. Eine Olspur zog sich über das schön gewaschene Parkett. Mit tiefstem Gesicht stellte ich die Büchse

Serr Meier, der auf sich hält

Von Schneibelde

Joh halte auf die Bügeljalte
(und halte auch auf meine Aite),
ich gehe abends gern mal aus,
doch meistens bleibe ich zu Haus.

Im Stammisch halt ich manchmal Reden.
Zufimmung ist dabei erbeten.
Zu Sauje eß' ich freitags Sijß
und jhölafc weißt etwas nach Sijß.

Im Büro steh ich meinen Mann,
der manches weiß und manches fann.
Joh bin auch bei den Chefs beliebt,
wenn's irgendwas zu regeln gibt.

Die Strafe fennt mich als den Fernen
von vis-à-vis Joh hab es gern,
wenn man mich grüßt. Und meine Frau
führt Zuch darüber sehr genau.

Joh halte mich für unergänglich
und freue mich oft überjöhentlich,
daß es Jo viele gibt wie mich,
die jst jind gegen Jieb und Stöh.

Sei's Jahn der Zeit, sei's Jonst etwas,
das tut uns nichts. Uns macht es Spaß
voranzukommen, wo wir leben.
Das ist es eben.

Chiarastella erlebt seltsame Inseln

VON ACHILLE CAMPANILE

Es verging geraume Zeit, ehe er ich meinen alten Freund, den großen Weltreisenden Chiarastella wieder zu Gesicht bekam. Eines Abends hatte ich mich zu einer weiten Seereise eingeschiffet. Der Ozeanreise fuhr um Mitternacht ab, ich war erst kurz bevor er die Anker lichtete, an Bord gestiegen und hatte noch keinen meiner Reisegefährten gesehen, da ich mich gleich zu Bett gelagert hatte. Leider gelang es mir nicht, einzuschlafen, und nachdem ich mich eine ganze Weile auf meiner Lagerstatt herumgeworfen hatte, beschloß ich, wieder aufzustehen und auf Deck zu gehen, um ein paar Schritte zu tun. Wie ich also da spazierte, gewahrte ich in der Dunkelheit ein Feuerpünktchen, das in gewissen Zeiträumen aufleuchtete, um dann wieder zu verlöschen. Ich näherte mich ihm und eine Stimme scholl mir entgegen: „Gute Nacht.“ „Chiarastella?“

Er war es. Er lehnte an der Reling, den Mantelkragen hochgeschlagen, die karierte Mütze auf dem Kopfe, und rauchte still für sich eine Zigarette. „Wir fielen uns gerührt in die Arme und begrüßten warme Begrüßungsworte voller Widersensefreude. Und ich klagte ihm mein Leid ob meiner Schlaflosigkeit.“

„Nun, dann will ich Ihnen eine meiner Geschichten erzählen“, sagte der wackre Globetrotter. Die Nacht war lind und sternklar. Das Schiff glitt ruhig über die unübersehbare, stille, dunkle Wasserfläche.“

Wir lehnten uns beide an die Reling, Chiarastella zündete sich eine neue Zigarette an und begann:

Einer meiner vielen Schiffbrüche verschlug mich auf die Insel der springenden Schildkröten. Dort leben Schildkröten, die richtig springen können. Sie leben in friedlicher Eintracht mit den Eingeborenen, und werden von diesen wie Haustiere in der Wohnung gehalten. Ich kam abends auf die Insel und war Gast einer Familie aus guten Bürgerkreisen, die mich im Salon empfing: ein Salon alten Stils, mit schweren Fenstervorhängen, Strohlampen unter einer Glasglocke und einer alten, als Andenken aufgehobenen Petroleumlampe. Während wir uns unterhielten, trippelte eine Schildkröte herein.

„Hierher“, rief der Hausherr und klappte sich auf die Schenkel. Die Schildkröte sprang ihm auf den Schoß. Während der Unterhaltung streichelte mein Wirt mechanisch die Schale der Schildkröte, die, des Nichtstuns müde, plötzlich zu Boden sprang und herumzuheben begann: auf die Möbel, auf Klavier, auf die Fensterbank.

Als ich am nächsten Morgen im Garten meine Zeitung las, kam langsam die Hausschildkröte des Wegs und sprang mir plötzlich auf die Schulter. Beinahe geschah mir aus Angst noch ein Malheur. „Liebling“, sagte ich zu dem liebenswürdigen Biest, „du bist doch keine Katze. Immer sachte mit deinen Zärtlichkeiten!“ Wenn ich in der Dämmerstunde ausging, flogen

zwischen Licht und Dunkel eine Art sonderbarer plumper kleiner Bündel. Ich hätte sie für Fiederhäuse gehalten, wenn nicht ihre beträchtliche Größe mir diesen Irrtum erspart hätte. „Solange sie jung sind“, erklärte mir ein Vorübergehender, „können unsere Schildkröten auch fliegen.“ Sie flogen natürlich niedrig und komisch. Wie eben nur Schildkröten fliegen können. Ab und zu hörte man ein Krachen von zerbrochenem Glas; irgendeine Schildkröte war gegen eine Laterne oder in eine Ladenscheibe gesaut. Hin und wieder plumpste eine von ihnen einem Passanten auf den Kopf, der dann ins Krankenhaus gebracht wurde.

Des war kein Land für mich, deshalb reiste ich wieder ab. Chiarastella machte eine Pause, zündete sich eine neue Zigarette an und fuhr fort:

Unvergänglich aber bleibt mir der nächste Schiffbruch! Ich landete auf einer von tropischer Vegetation üppig bewachsenen Insel mit lansenförmigen Blättern, die große Strahlenbündel bildeten. Ich schaute mich um, das Gebüsch teilte sich und aus den stacheligen Blüten trat ein großer, weißhäutiger, noch junger Mann hervor, der einen schwarzen Bart trug und in Felle gekleidet war. Er sah mich an und rief: „Kuckuck!“

„Gut“, dachte ich, „wenigstens ein Europäer.“ „Können Sie mir, bitte, sagen, wo ein Hotel ist?“

„Blickte mich dumm an. Nun versuchte ich in allen möglichen und erdenklichen Sprachen „schlafen, ausruhen“ zu sagen. Er verstand mich nicht. Darauf nahm ich meine Zuflucht zur Zeichensprache.“

„Ah“, machte der Eingeborene, „heia gehni!“ er führte mich in ein Hotel, wo anstatt der Betten große Wiegen standen.

„Wenn Sie etwas wünschen“, sagte das Stubenmädchen, „machen Sie, bitte, kling-ling. Gute baba.“

Abends ging ich ins Theater. Kurz vor Beginn der Aufführung trat der Direktor auf die Bühne und sagte: „Die Aufführung muß verschoben werden, weil liebe Tante so weh-wau.“

Wie ich später erfuhr, wollte er sagen, die Hauptdarstellerin sei plötzlich erkrankt. Nach der Vorstellung nahm ich einen Wagen, und der Kutscher, anstatt das Pferd mit der Peitsche anzutreiben, begann mit größtem Ernst zu singen:

„Hopp, hopp, hopp,
Pferdchen lauf Galopp!
Über Stock und über Steine,
Aber brich dir nicht die Beine,
Hopp, hopp, hopp,
Pferdchen lauf Galopp!“

Am nächsten Tag machte ich einen Besuch. Als ich beim Portier des Hotels vorbeikam, sagte er:

„Während des Empfangs bat der Hausherr, eine ehrwürdige Erscheinung, übrigens mit wallendem

Volbart, eine Dame, etwas zu singen, und die Dame erhob sich und sang „Schlaf, Kindchen, schlaf... bis zum Pommalant is ababant“. Als Erfrischungen wurden große Schnuller gereicht. „Aber auf welcher Welt leben wir eigentlich?“ dachte ich.

Als ich dann fortging, wies der Diener auf den Hund und sagte freundlich:

„Vorsicht vor wau-wau!“ Heia, weh-weh, adda, wau-wau — ganz zu schweigen von andern viel verdächtigeren Ausdrücken im Munde erwachsener und ernsthafter Menschen! Dieses Kauderwelsch verblüffte mich, und ich beschloß, der Sache auf den Grund zu gehen.

Nach geduldrigen Nachforschungen und vermittelte logischer Schlußfolgerungen gelang es mir endlich, auch die Ursache dieser seltsamen Sprache herauszubekommen. Ich war schmerzlich betroffen. Urteilen Sie selbst, denn dies ist nämlich die Geschichte, die ich rekonstruieren konnte:

Eines Nachts, vor vielen Jahren, segelte ein Schiff in einen Gewässern in voller Fahrt, als es plötzlich ein heftiger Stoß erschütterte. Nach einem verzweifelten Hin und Her sich Jeggender und kreuzender Befehle und vielem Geschrei kam das Kommando: „Die Rettungsboote zu Wasser!“ Auf diesen Befehl, der natürlicherweise die größte Verwirrung hervorrief und eine heillose Panik verursachte, folgte bald ein zweiter: „Frauen und Kinder zuerst!“

Und Kinder gab es auf diesem Schiff die Menge. Es handelte sich nämlich um ein Schiff, das in der ganzen Welt Weisen und Findlinge sammelte, um sie in ein märchenhaftes Heim zu bringen, das ein reifer, reuiger Don Juan ihnen gestiftet hatte. Sie wurden alle in das erste Boot gebracht, zusammen mit zwei Ammen und den Rudern. Von den Wellen fortgeführt und hin und her geworfen, landeten sie auf dieser einsamen Insel. Eine Zeitlang lebten Kinder, Ammen und Rudern in friedlicher Eintracht. Dann kam es zu Streitigkeiten zwischen den Männern wegen der Frauen, und sie erstachen sich gegenseitig. Die Frauen starben an dem Schreck, und die Kinder blieben allein auf der öden Insel.

Sie wuchsen fröhlich heran, bekamen Bärte, heirateten. Ihre Sprache aber blieb die, die man sie in ihren ersten Lebensjahren gelehrt hatte; ahnten sie doch nicht, daß diese für Personen reiferen Alters höchst unzulänglich war. Auch sonst hatten sie sich aus ihrer Kindheit so manche Bräuche erhalten, von denen sie überzeugt waren, daß sie zu den Gepflogenheiten erwachsener Menschen gehörten...

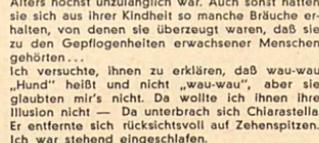
Ich versuchte, ihnen zu erklären, daß wau-wau „Hund“ heißt und nicht „wau-wau“, aber sie glaubten mir's nicht. Da wollte ich ihnen ihre Illusion nicht — Da unterbrach sich Chiarastella. Er entfachte sich rücksichtslos auf Zehenspitzchen. Ich war stehend eingeschlafen.

(Berechtigte Übertragung a. d. Italienischen von A. L. Erne)

(Wilhelm Schulz)

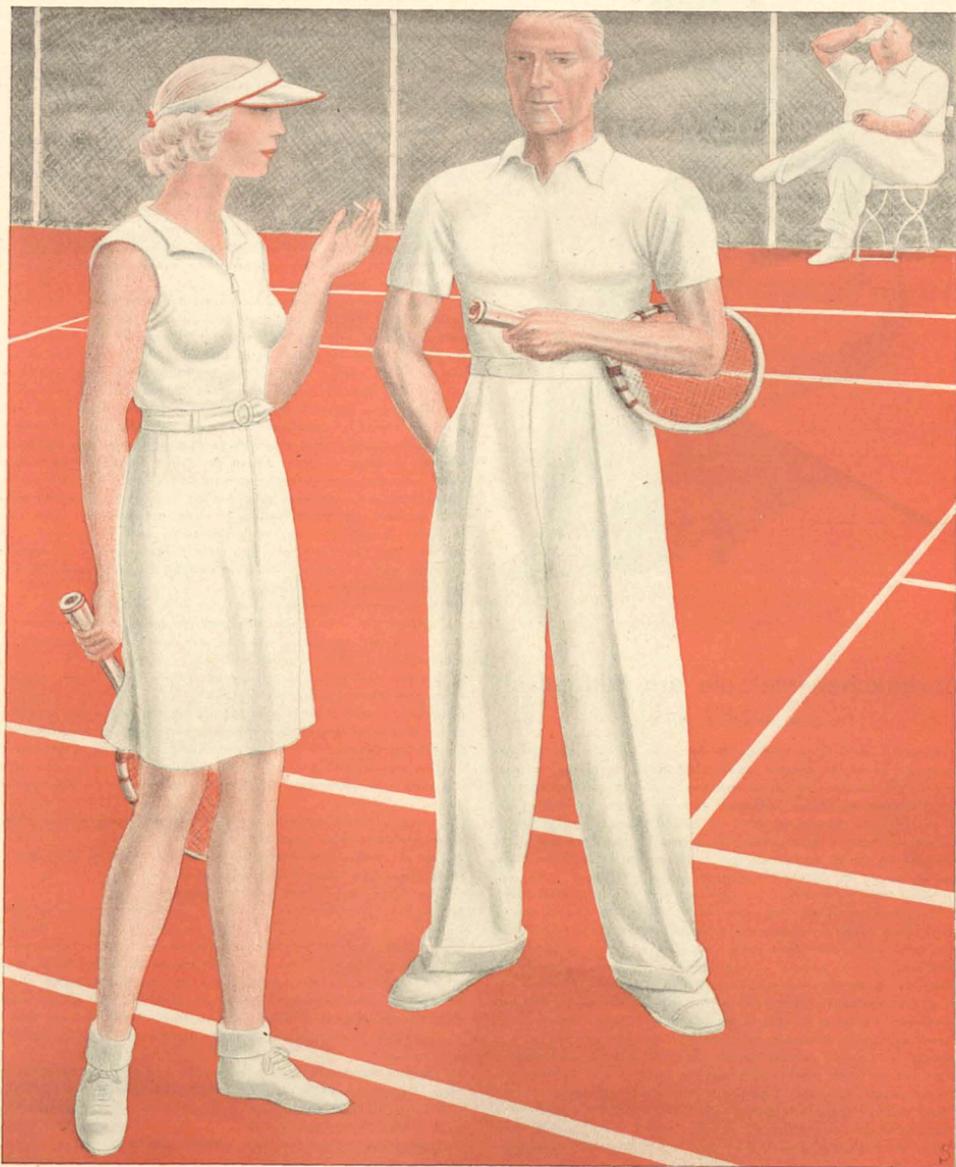
149

312



Das Paradox

(Erich Schilling)



„Der Doktor Müller gewinnt, trotzdem er verliert; er schwitzt sein Fett weg und spart Karlsbad!“



Schränkchen-Melodie am Mittagstisch

VON KÄTE BIEL

„Du verstehst mich nicht, du lebst nur für dich, aber ich habe das Schränkchen dreimal gestrichen, dreimal, obwohl der Drogist sagte, das Schränkchen brauchen Sie nur zweimal zu streichen, wenn Sie den Lack mit der Marke, ich habe die Marke vergessen, aber was wollte ich sagen? Ich habe es erst noch gebeizt, es macht mir Freude, aber du hast ja keinen Sinn dafür, du hast ja nicht einmal Familiensinn für die Geburtstagstorte deines eigenen Sohnes, gar keinen, und du hättest das Schränkchen sehen sollen, als es nur mit Deckfarbe gestrichen war! Es sah nach nichts aus, aber dann, als der Lack kam —, also der Lack wird ja wieder abgeschmirgelt, ich glaube, es ist auch bei Schließflackmöbeln so —, aber du bist ja unfähig, meine Arbeit anzuerkennen, so etwas siehst du überhaupt nicht, und es gehört sich, wenn Bertl sieben Jahre alt wird, daß er dann eine Geburtstagstorte mit Lichtern — außerdem sind wirklich nur zwei umgefallen — und die Torte hat nicht nach Wachs geschmeckt, ich habe das Stück ja auch herausgeschnitten, das war nur eine deiner vielen häßlichen Bemerkungen, mit denen du alles in mir getöbt hast! Ja, du brauchst mich gar nicht so ironisch anzusehen, unausslöschlich hat sich das bei mir eingegraben! — Mchtest du noch Braten nehmen? — Wieso? Am Reis ist genug Curry, so scharf gewürzt kann man ihn doch nicht —, Aber was wollte ich sagen? Also, das vergesse ich dir nie, du hast gesagt, Kuchen und Beleuchtungsgegenstände gehören nicht zusammen! Auf solche Weise gegen die Gefühle einer Mutter anzustreuen, das macht dir natürlich nichts aus, aber wenn ich die Lichter neben die Torte stelle, dann ist es keine

Geburtstagstorte mehr, der schöne Sinn ist dann zerstört! — Welcher schöne Sinn? Na, der mit den Lebensjahren oder so, ich weiß es auch nicht anders, du hast ja gewußt, daß ich dumm bin, weshalb hast du mich geheiratet. Und das geht eben nicht, hier die Torte und da die Lichter. Die müssen drin stehen! Aber du hast eben kein Gefühl, dir ist nur das Wichtigste bei einer Frau, aber das kann man ja gar nicht sagen, was dir das Wichtigste ist, und ich will das auch nicht mehr, mir genügt es, wenn du mitunter über mein Haar streichelst und mir ein liebes Wort sagst, und wenn du anerkennt, was ich für dich tue. Gestern Abend hast du kein einziges Wort für das Schränkchen gehabt, aber so bist du eben, du kannst auch wohl nichts dafür...“

Damit ist der Schränkchen-Gesang vorläufig zu Ende, und zum Nachtsich gibt es eingekochte Kirschen, die von einer Seite offensichtlich nur schwer und zusammen mit einigen Tränen hinuntergewürgt werden.

Derjenige, für den das Schränkchenlied gesungen wurde, ist sich bewußt, von einer gefährlichen Neigung zur Logik nicht loszukommen. Er verzichtet deshalb darauf, Worte aneinanderzureihen und läßt schweigend Kirschen. Aber es denkt in ihm.

Ich habe dir geraten, einen Fachmann mit dem Anstrich des Schrankes zu betrauen. Und die Torte hat doch nach Paraffin geschmeckt. Unser Sohn Bertl sowohl als auch das Mädchen sind Zeugen dafür. — Immerhin kann ich ja nun einige Tage lang daran denken, deine Leistung zu loben. Ich muß es nur in meinen Terminkalender aufnehmen, ich habe nämlich noch an sehr viel anderes zu denken. — Das Schränkchen-Lob muß mit verschiedenenartigen Zärtlichkeiten gekoppelt auftreten, sonst wirkt es zu monoton. Einmal mit Haarstreicheln, einmal mit kameradschaftlichem Aufdie-Schulter-Klopfen, und je einmal, in Abständen von zehn bis fünfzehn Minuten, mit Kuß auf Stirn, Augen, Nase und Mund. Ich werde gleich damit beginnen, denn um drei muß ich ins Büro zurück. Von dort aus kann ich vielleicht, wenn der Katasterbeamte fort, und der Mann, der Bügeleisen nach Brasilien exportieren will, noch nicht erschienen ist, rasch einmal im Hause anrufen: Liebling, der grüne Lackanstrich ist herrlich! — Und wenn ich dazu keine Zeit habe, muß eben die Sekretärin es dir telefonisch mitteilen, daß mir gerade wieder eingefallen ist, wie hübsch sich doch das Schränkchen jetzt ausnimmt. —

Die Teller werden zusammengestellt. „Hat es dir geschmeckt?“

„Ja, dankel!“ Der Mann erhebt sich, geht um den Tisch herum, spricht das erste Wort seit der Suppe und gibt den ersten Versöhnungskuß. „Das Schränkchen ist fabelhaft geworden!“

Es ist immer noch eine Göttin, die unter sanften Tränen lächelt, aber doch schon eine leicht vernuschelte Göttin.

Er küßt nicht weiter; erst in zehn Minuten ist der zweite Kuß fällig. Heute Abend wird er die ganze Lob- und Kuß-Folge noch einmal wiederholen, wobei geringe Variationen in bezug Kußart und -anbringung stattdessen können, um eine ungestörte Auswirkung des Verheiratetseins zu gewährleisten und etwa noch vorhandene Schränkchen-Alpträume einem beschleunigten Abbau zuzuführen. —

„Du bist so praktisch und geschickt, Liebling. Man könnte beinahe glauben, es sei ein ganz neuer Schrank!“

Sie lächelt dankbar. „Ja, das meine ich auch! — Hast du schon den Prospekt wegen der neuen Vorhänge durchgesehen?“

Er blickt etwas müde. „Nein. — Das Schränkchen ist —“

Jetzt lacht sie, etwas mitleidig. Sie legt die Serviette zusammen. „Aber, Lieber! — Du mußt doch nicht immer das gleiche sagen! — Du kannst nicht dauernd über das Schränkchen sprechen, das ist doch zu langweilig!“

Er schweigt etwas erschüttert. Für eine Sekunde durchzuckt ihn der leidenschaftliche Wille, die Wahrheit zu sagen, und wenigstens heißen Herzens zu offenbaren, daß Bertls Geburtstagstorte doch, und zwar ganz schneidlich nach Paraffin geschmeckt habe — aber dann würde alles von vorn beginnen und er müßte den vollständigen Schränkchen-Gesang noch einmal anhören. —

Aus diesem Grunde übt er Selbstbeherrschung und murmelt in etwas mühsamer Heiterkeit: „Sicher darf man nicht dauernd über das Schränkchen sprechen! — Und ich kann ja auch zur Abwechslung einmal wieder sagen: du bist meine liebe, gute Frau!“

Und deshalb bleibt die Ehe auch weiterhin glücklich.

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Walter Foltzick, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. — Der *Simplex* erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten entgegen. Bezugspreise: Einzelnummer 40 Pfg. Abonnement im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. 7. 1937. D.A. I. Vj. 28: 17302. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgeschickt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschrift für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 82, Fernruf 1294. Postcheckkonto München 3923. Erfüllungsort München.

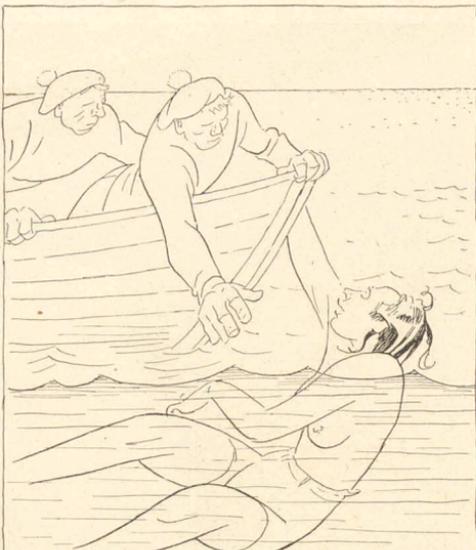
Für Herausgabe und Redaktion in Deutschland verantwortlich: Dr. Emenrich Morawa, Wien I, Zollstraße 11.

Rettung aus Seenot

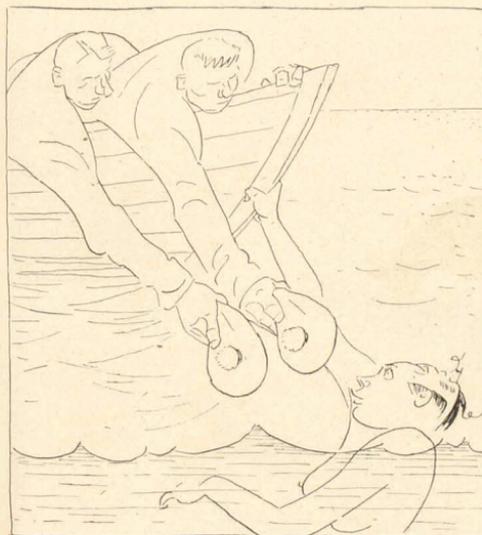
(O. Gulbransson)



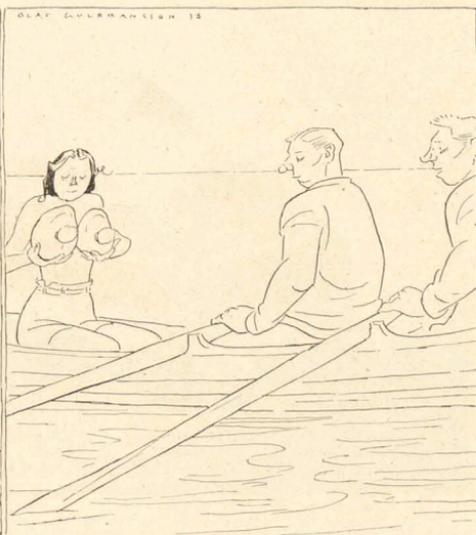
„Zu Hilfe, zu Hilfe!“



„Um Himmelswillen, nicht rausziehen, das Oberteil von meinem Badeanzug ist weg!“



„Bitte sehr, das werden wir gleich haben!“



Siesta im Süden

(M. Dudovich)



„Wenn ich nur wüßte, ob die Stellung aussieht wie verliebte
Träume oder wie Magenschmerzen nach zuviel Himbeereis!“